

ANNETTE TRABOLD

## Erfahrungen aus dem IDS

Sie könnten eigentlich angesichts meiner Heiserkeit glauben, dass es ein gutes Verhältnis zwischen Sprachwissenschaft und Öffentlichkeit gibt, aber die Heiserkeit kommt auch dadurch zustande, dass ich seit gestern versuche, das in der Öffentlichkeit verbreitete Gerücht zu entkräften, das Institut für deutsche Sprache habe gesagt, Sächsisch sei ein unsympathischer Dialekt. Da sehen Sie schon, in welche Problembereiche man bei der Vermittlung von Sprachwissenschaft und sprachwissenschaftlichen

Forschungen kommt. Ich möchte Sie auch vor dem Folgenden, das ich zu sagen habe, warnen: es wird für den einen oder anderen Sprachwissenschaftler ekelhaft pragmatisch. Dieses ekelhaft Pragmatische kommt aber daher, dass ich mich in meiner Funktion als Pressesprecherin tagtäglich mit Anfragen verschiedenster Art und Anforderungen von außen zu befassen habe.

Das führt zu den folgenden Überlegungen, die ich Ihnen kurz darstellen möchte.

Wir haben ja in der Sprachwissenschaft überhaupt ein Problem – um das mit Fritz Mauthner zu formulieren – dass Sprache nämlich Gemeingut ist, alles gehört allen, alle baden darin, alle saufen es und alle geben es von sich.

Dessen ungeachtet aber gibt es Sprachwissenschaftler und Sprachwissenschaftlerinnen, die sich die Sprache bzw. das Sprechen und das Schreiben, d. h. den Sprachgebrauch der Sprecher genauer betrachten. In den zahlreichen Anrufen, die mich in den letzten Jahren erreicht haben, fragen die Leute oft: Was ist überhaupt der Sinn von Sprachwissenschaft? Ich habe mir angewöhnt, mit einem zugegeben etwas schiefen Bild zu argumentieren. Ich möchte Sie auch bitten, nachher in der Diskussion nicht über das Bild zu diskutieren, sondern über das, was ich eigentlich ausdrücken möchte. Es ist ja leider in der Philologie oftmals der Fall – auch hier bei der Tagung –, dass man mehr über die Angemessenheit der Bilder spricht als über deren eigentlichen Inhalt. Bei meinen Erklärungen für die Anrufer sage ich oftmals: jeder hat Blut in den Adern – es ist banal festzustellen, dass man blutet, wenn man sich schneidet. Aber nur weil jeder Blut in den Adern fließen hat, weiß nicht jeder, aus welchen Bestandteilen es besteht. Die Zusammensetzung des Blutes – oder vergleichbare medizinische Sachverhalte – lassen sich die meisten gerne erklären, um auch ihren eigenen Körper besser zu verstehen. Erklärungen über/zur Sprache, die jeder gleichermaßen „besitzt“, hält man hingegen für überflüssig – obwohl sich mit sprachlichem Wissen, beispielsweise auch mit sprachhistorischem Wissen, – viel Ärger und Angst und Missverständnisse vermeiden ließen. Mein Lieblingsbeispiel bei dem heiß diskutierten Thema Rechtschreibreform bezüglich der Sprachgeschichte ist Folgendes: Wenn die Leute wüssten, dass unser guter Goethe eine ganz andere, eigene Orthographie hatte, die mit den heutigen Goethe-Ausgaben nichts zu tun hat, dann wären viele Diskussionen über Kulturverfall vermieden worden. Sie erinnern sich an die Gerichtsurteile und die Begründungen der klagenden Eltern bei der Rechtschreibreform, die da sagen, bei uns geht eine kulturelle Trennlinie durch die Familie, weil die Kinder nicht mehr die Klassiker so lesen, wie es die Eltern können. Die Eltern wissen nämlich nicht, – so zeigt es sich – dass es sich ganz anders verhält. Das Wissen über sprachliche Zusammenhänge ist – um an das Tagungsthema vom

letzten Jahr zu erinnern – auch Wissen über Zeitgeschichte, es beinhaltet Kulturgeschichte. Es beinhaltet auch – und ich glaube, es ist nicht hochgegriffen zu sagen – eine Art von Alltagsbewältigung. Ich erinnere an den Vortrag von gestern, der sich mit Beratungsgesprächen befasste. Es ist überhaupt vielleicht eine Erleichterung für den Einzelnen, wenn er über sprachliche bzw. kommunikative Situationen mehr weiß, so kann er auch sein eigenes Handeln in der Gesellschaft besser verstehen.

In der Forschung haben wir ein Problem ganz allgemeiner Art: Ich habe in der Vorbereitung der Tagung am 26.2.98 einen Artikel von Andreas Sentker in der „Zeit“ gelesen, der sich mit der Max-Planck-Gesellschaft befasst. Dort wird Folgendes ausgeführt – ich zitiere:

„Selbst dort, wo deutsche Forschung allen Hemmnissen zum Trotz weltweit führt, findet sie allzu oft im verborgenen statt: Die amerikanischen Wissenschaftler zelebrierten die Mars-Expedition als großes Medienereignis, die MPG dagegen vernachlässigte sträflich, die Beteiligung ihrer Institute ins öffentliche Bewusstsein zu rücken.

Man muß sich ja nicht gleich das aggressive Marketing der USA zu eigen machen. Doch aus Clintons Auftritt können deutsche Forscher eines lernen: Erst wenn die Forscher ihre Arbeit attraktiv darstellen, werden Politiker sie auch gerne zu ihrer Sache machen.“ (Andreas Sentker, Zeit 26.2.98)

Ich vertrete eine gegenteilige Position zu der, die von Prof. Welzig zu Beginn der Tagung vorgetragen wurde. Wir müssen sprachliche Themen einerseits öffentlich machen – wie ich anfangs versuchte zu zeigen, um die Leute auf den Geschmack zu bringen, sich mit Sprache zu befassen, weil jeder jeden Tag Sprache „hat“ und damit auch Bedürfnisse und Probleme.

Wir müssen sprachliche Themen andererseits auch öffentlich machen, weil wir 1.) öffentliche Steuergelder beziehen, durch die wir unsere Forschung betreiben (das IDS wird ja vom Bund und Land finanziert) und weil wir 2.) uns auch eine politische Lobby schaffen müssen. D.h. wir müssen sprachwissenschaftliche Themen als relevant erkennen und definieren – gewissermaßen Ereignisse schaffen – und plakativ öffentlich machen, damit auch Grundlagenforschung betrieben werden kann. Wir müssen das eine tun und das andere dabei nicht lassen, damit man langfristig in Zeiten des Sparens nicht irgendwann einmal beides lassen muss.

Die Öffentlichkeitsarbeit einer außeruniversitären Einrichtung wie der unsrigen ist eine Nahtstelle zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit. Auf der einen Seite werde ich mit der Öffentlichkeit, dem öffentlichen Bedarf und den damit verbundenen, teilweise vorschnellen Erwartungshaltungen konfrontiert. Auf der anderen Seite bereitet es manchmal Probleme, im Institut zu vermitteln und klarzumachen, dass die Erwartungen von außen erfüllt werden müssen, und dass gewisse Wünsche begründet sind. Ich muss die Anliegen von außen in das IDS tragen und dabei aber trotz-

dem darauf achten, dass die Mitarbeiter an ihren Projekten ungestört weiter arbeiten können.

Ich bin in dieser Position also im permanenten Konflikt. Beispiel: Neu-lich habe ich wegen einer Anfrage jemanden gesucht für einen Fernsehauftritt zu einer sprachwissenschaftlichen Sendung (das ist für uns eine wichtige Sache). Ich wusste, die Kollegin befasst sich mit diesem Thema – ich habe sie gefragt, doch sie hat gesagt, sie müsse in Ruhe ihr Buch zu Ende schreiben. Oder wir hatten im Vorfeld dieser Tagung die Diskussion, ob man einen sprachwissenschaftlichen Fachterminus in der Presse-Einladung nun erklären müsse oder nicht.

Von außen wird an uns durch die Öffentlichkeit ein Beratungsbedarf herangetragen: von Einzelpersonen – also auch Journalisten, Lehrern, Autoren – aber auch von Institutionen, wie Auslandsgermanistik, Sekretärinnen, Schülern etc. In dieser Art von Anfragen haben wir 3 Kategorien. Das sind:

1) Anfragen auf dem wissenschaftlichen Gebiet. Das betrifft den reinen sprachwissenschaftlichen Austausch, Germanisten, die sich über unsere Forschung informieren wollen.

2) Anfragen, die man als „Mittellage“ bezeichnen könnte. Wir haben neu-lich beispielsweise einen sehr differenzierten Brief bekommen, in dem sich jemand nicht über Anglizismen im Allgemeinen beschwert, sondern über die Werbung der Telekom. Diese stößt mit ihren Bezeichnungen „GlobalCall, RegioCall“ für die Tarifbereiche auf heftigen Widerspruch.

3) Scurrile Anfragen: da hat kürzlich jemand eine E-Mail geschickt und wollte wissen, welchen neuen Duden er sich kaufen soll, den aus dem Hause Bertelsmann oder den echten.

Oder wohin man sich denn wenden könne, wenn man eine Anfrage zur Aufnahme eines neuen Wortes in die deutsche Sprache stellen möchte.

Ein anderer Aspekt ist das eigene Bestreben, das wir als Sprachwissenschaftlerinnen und Sprachwissenschaftler haben, unsere Produkte – so nenne ich das einmal – nach außen zu vermitteln und darzustellen. Produkte von denen wir glauben, dass sie auch für die Öffentlichkeit von Interesse sind. Ich muss also fragen: was könnte denn die Öffentlichkeit interessieren? Wie Sie gesehen haben, verfolgen wir dies auch über die Internetpräsentation.

Beispielsweise ist unser Spracharchiv und die dort gesammelten Dialektaufnahmen ein Thema, das auf sehr großes Interesse stößt. Auch die Themen Wendewortschatz, Wendesprache, Fremdwörter, Wortrecherche mit Computer und im wissenschaftlichen Bereich grammatische Fragen finden starke öffentliche Aufmerksamkeit.

Wir haben noch eine Möglichkeit: Das ist unsere Zeitschrift SPRACHREPORT. Ich möchte hier nur am Rande nochmals zu den Themenfeldern

etwas bemerken, die Herr Langenscheidt angeschnitten hat. Herr Langenscheidt hat ja sprachwissenschaftliche Bereiche erwähnt, zu denen in der Diskussion gesagt wurde, es herrsche kein Bedarf, darüber gebe es doch Bücher. Natürlich gibt es zu vielen sprachwissenschaftlichen Themen Bücher. Aber die Frage ist doch, wie sind diese Themen, die dort behandelt werden, in der Öffentlichkeit verbreitet. Und da versuchen wir mit unserer Zeitschrift SPRACHREPORT eine Verbindung zu schaffen zwischen wissenschaftlichen Erkenntnissen und deren lesbarer Darstellung für die Öffentlichkeit, soweit dies uns als ehrenamtlichen Redakteuren möglich ist.

Ich darf erinnern an die sehr stark in der Presse aufgegriffenen Artikel des SPRACHREPORTs: Fußballkommunikation in der Halbzeitpause, unterschiedliche Männer- und Frauenkommunikation (in all ihren Facetten ein Dauerbrenner), oder ich darf Sie auf unsere neueste SPRACHREPORT-Ausgabe hinweisen, die Sie auch in Ihren Tagungstaschen haben: Hier widmet sich ein Artikel der Frage: Wie schreibe ich verständliche Gebrauchsanleitungen. Wie ich von dem einen Mitautor, Andreas Liebert, gehört habe, ist in Trier aufgrund dieses Sprachreport-Artikels ein Beratungstelefon eingerichtet worden, um all diese Anfragen überhaupt zu bewältigen.

Auf ein Problem möchte ich abschließend noch aufmerksam machen: Die Öffentlichkeitsarbeit im Bereich der Sprachwissenschaft soll immer ohne Geld, ohne Personal, möglichst aber im Vierfarbdruck und ganz schnell sprachliche Themen aufgreifen und vermarkten. Mit der tatsächlichen Ausstattung können wir aber im Gegensatz zu Wirtschaftseinrichtungen, Unternehmen und Verlagen selten umfassende Darstellungen oder gar schlagkräftige Kampagnen produzieren.

So war es auch eine völlige Fehleinschätzung – und so gebe ich den Ball zurück an die politische Administration – zu glauben, man könne in Deutschland ohne eine Strategie und ohne eine gewisse Art von „Vermarktungskonzept“ – wenn Sie mir den Ausdruck in diesem Zusammenhang gestatten – die Rechtschreibreform einführen.

Man hat für die Neueinführung einer so unproblematischen Sache wie die der Postleitzahlen einen Riesenaufwand staatlicherseits betrieben. Bei der Rechtschreibreform hat man aber gedacht, es werde schon irgendwie laufen. Wir schlagen uns jetzt mit den Fragen dieser Versäumnisse herum. So ist zwar auf der einen Seite das sprachwissenschaftliche Interesse etwas gestiegen – aber zum anderen wird zu meinem Bedauern das IDS mit der Rechtschreibreform gleichgesetzt und darauf reduziert. Dies führt zu solchen problematischen öffentlichen Wahrnehmungen, wie Herr Kuhn sie dargestellt hat, und diese wiederum erzeugen bei mir nicht nur Heiserkeit, sondern auch größte Verschnupftheit.